

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR

IV
1921
1922
JAHRG.
IX.

HERAUSGEBER ADOLF BRAND

DER EIGENE

EIN BLATT FÜR MÄNNLICHE KULTUR

IV

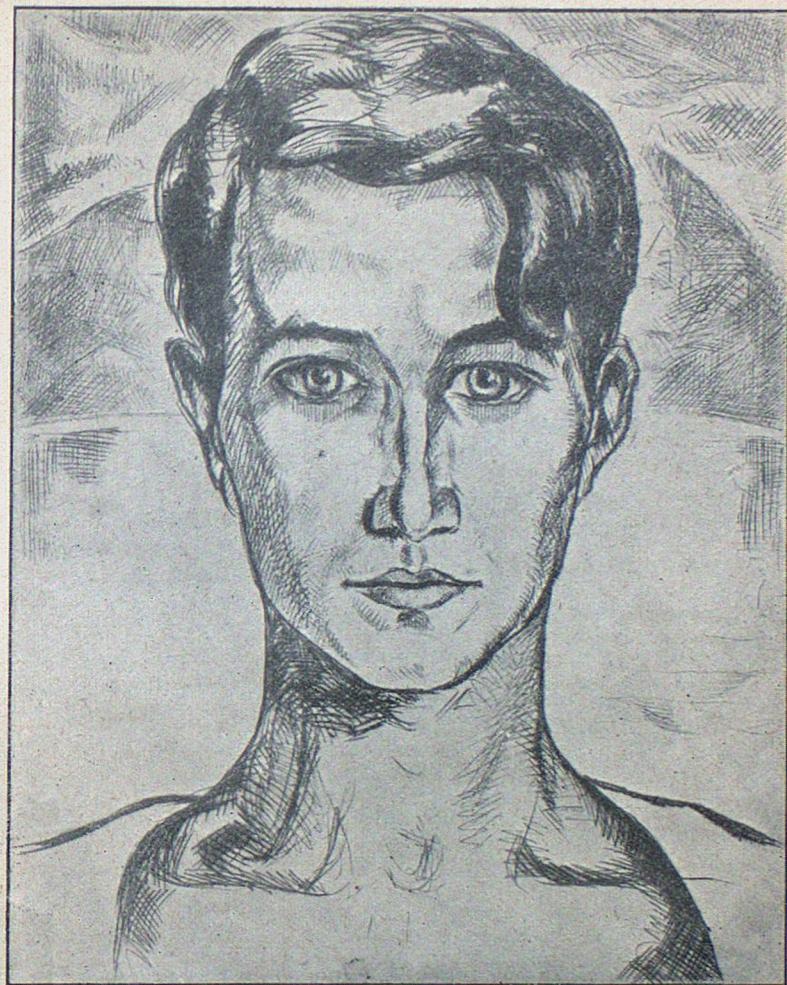
1921

1922

JAHRG.
IX

ADOLF BRAND * DER EIGENE * KUNSTVERLAG
WILHELMSHAGEN BEI BERLIN

DER EIGENE



JÜNLINGSKOPF

NACH EINER RADIERUNG VON ARNOLD SIEGFRIED

INSELWINDE

von F. L.

Winde wehen auf der Insel viele,
 Heut mit einem zarten Blätterspiele,
 Morgen brausend durch die Eichenkronen,
 Drin die Falken und die Sperber wohnen.
 Lüften hier ein blaues Blumenhütchen,
 Sträuben dort ein blankes Kirschbaumblättchen,
 Wirbeln durch beglänztes Lindenlaub
 Honigblonden Föhrensamenstaub.
 Am Gestade, da die Wellen klopfen,
 Schmücken Steine sie mit Wassertropfen,
 Werfen Perlen, blinkend wie Topas,
 In die Binsen und ins Ufergras.
 Und mit Muscheln, blank wie Silberschiffe,
 Zieren bunt sie die granitnen Riffe.
 Pusten einem Häschchen um die Ohren,
 Dass es duckt sich in den braunen Rohren,
 Und besuchen dort in einem Neste
 Eine Elster bei dem Hochzeitsfeste,
 Säubern mit Geblase, fest und gut,
 Hoch im Wipfel eine Rabenbrut.
 Schütteln noch die letzten dünnen Blättchen
 Einer Amsel in das Kinderbettchen.

Wieder können sie mit derber Wucht
 Wogen peitschen in die stille Bucht,
 Wenn sie von krisfallnen Alpenhöhn
 Donnernd poltern, wenn der heisse Föhn
 Stürzt mit Feueratem niederwärts,
 Schwüle Dämpfe schüttend in den März
 Und aus hartbeister Wintergruft
 Prasselnd hebt die Wasser in die Luft;
 Starke Eichen sucht er zu zerspalten,
 Wie mit Korken spielt er mit Basalten
 Und zerbricht wie glatte Damenfächer
 Schindelwand und strohgeflochtne Dächer.

Und im Sommer, so sich biegt der Ast
 Schon von Früchten, ist's ein schlimmer Gast.
 Müde Augen füllen sich mit Tränen,
 Wenn er krachend an den Bergeslehnen
 Hinrast und mit wilder Räubertat
 Wirft den Hagel in die goldne Saat,
 Durch die Tracht von Millionen Hieben
 Reisst die Seelen aus den Rebentrieben
 Und in einer gottverlassnen Nacht
 Alle Hoffnungen zunichte macht.

Grausam fegt ein scharfer Frost aus Norden
 Alle Plätzlein, die mir lieb geworden,
 Und den silberweissen Wasserspiegel
 Peitscht in Fetzen sein brutaler Flügel.
 Hart und zäh zischt es von jeder Seite,
 Schwarze Wolken wallen zum Geleite,
 Um das Eiland mit den schönen Wiesen
 Eine Zeitlang von der Welt zu schliessen.

Manchmal treibt die Brise ihren Spott,
 Wenn sie bläst ihr heulendes Fagott,
 Wenn sie sucht mit einem ränkebösen
 Sinn die Boote von dem Strand zu lösen,
 Nach den Föhren zu den Sümpfen schweift
 Und den Schall der Frösche überpeift,
 Wenn sie frech stiebt in den ersten Mai
 Eine flotte Weihnachtsschneierei

Schön und milde wieder kommt ein Wehen,
 Wenn die Sonnen nach dem Abend gehen
 Und ein feines rosenfarbnes Glühen
 Leis beginnt die Insel zu umziehen.
 Kaum kann man ein schmeichlerisches Röhren
 Her von unbewegten Wassern spüren
 Und die Wange spürt nur einen frischen
 Hauch hinwallen zwischen den Gebüschen.
 Still und klar und wie ein Traum verschwiegen
 Weiss ich ringsum die Gestalten liegen
 Und den ganzen, weiten Inselgrund.
 Selig, dass du nah' mir, lieber Mund,
 Der mir unter tausend Küssen lacht:
 Lacht mir in die süsse Inselnacht !

Fröhlich wiegen übers Wasserglänzen
 Lüftchen sich in ganz bequemen Tänzen,
 Füllen rasch mit frischem Hauch die Bucht,
 Ueberspritzt von blanker Fischlein Flucht;
 Spielen dort, wo muntre Kinder baden,
 Mit den runden, sonnengebräunten Waden,
 Legen sich mit süßer Schmeichlerlust
 Nackten Knaben um die schlanke Brust,
 Wenn mit klarem, silberhellem Lachen
 Sie den See ringsum lebendig machen,
 Der in starker, offner Sonnenglut
 Seinem Abendglück entgegenruht.

Wieder tragen sie, die Menschen laben,
 Leise schaukelnd einen toten Knaben;
 Noch zum Schwimmen ist der Arm gewendet,
 Tragen ihn hinweg, bis er geländet.
 Jämmernd rennt mit hocherhobner Hand
 Durch Gebüsch die Mutter an den Strand,
 Weinend ringt sie bei dem toten Kinde.
 Leise klagen mit die Inselwinde.

DER EIGENE

Sommersonnenwinde, weit in See
Lockt ihr mich hinaus von Schilf und Klee,
Wenn ihr weich, in Wärme ganz gehüllt,
Wieder meine weissen Segel füllt.
Lustig knallt das Wimpel, prangend rot,
In die Weite schiesst das brave Boot,
Unter seinem leichten Schwanenfliegen
In den schönsten Traum lass ich mich wiegen,
In den Traum, der meine Seele weitet
Und mir alles - alles - Glück und Lust bedeutet,
In den Traum, der himmelsgelig lacht -
Meinen Knaben mir zum Gottes macht!

Dass ich aller Engel mich entwöhne,
Eins zu sein mit aller Erdenschöne,
Löset, löset meines Leben Frohn —
Inselwinde, führte euren Sohn!

Sanct Petersinsel im Bieler See.

— § —

Hohlköpfe sitzen zu Rat,
Plappern gelehrt und schwätzen,
Glauben, sie drehten die Welt
Nach ihren Gesetzen;
Mit ihnen glaubt es die Menge.
Natur aber, die Ewig-Gestrengte,
Schafft, wie es ihr gefällt!

Rüdiger Laubach

DER EIGENE



COLLECTION HANFSTAENGL, MÜNCHEN
KGL. GALLERIE, BERLIN

336. MICHELANGELO AMERIGHI nach CARAVAGGIO
AMOR ALS HERRSCHER

AMOR ALS HERRSCHER

NACH EINEM GEMÄLDE VON MICHELANGELO AMERIGHI

DER SCHÖPFERISCHE MENSCH

DREI STUDIEN VON ST. CH. WALDECKE

Tschuang-Tse. „Das wahre Buch vom südlichen Blütenland.“ „Im Reich der Mitte leben Menschen, die fragen nicht nach Mann und Weib. Sie leben zwischen Himmel und Erde in Menschengestalt, aber sind im Begriff zurückzukehren zum Ahn aller Dinge.“

Vorbemerkung.

Die Mythologien, die tiefen Philosophien aller Zeiten und Länder lehren die Wahrheit, dass keine Schöpfung, welcher Art auch immer, möglich sei ohne Differenzierung der Einheit in die beiden Pole: männlich und weiblich, und ohne Zusammenhang beider in einem: im schöpferischen Individuum.

Diese Vereinigung von Männlichem und Weiblichem im Schöpfer stellen wir uns wahrscheinlich am besten in der Art vor, wie sie Dr. med. Wilh. Fliess in seinen Werken* beschrieben hat. Er glaubt zu wissen, dass dem Künstler, wie er den schöpferischen Menschen nennt, »ein Mehr an Substanz vom Schicksal zuerteilt ist«, z. B. bekomme der männliche Künstler ausser der normalen Mischung noch ein Stück Weiblichkeit dazu. So wäre das geniale Individuum in sich zu zeugen im stande, was andere aussen zu zeugen nie fähig seien.

Es leuchtet ein, dass hier nur die Rede sein kann von wahrhaft original-schöpferischen Menschen (vom Genie), nicht vom bloss reproduktiven (mehr weiblichen), dem sogenannten Talent. Der Ausdruck Genie ist missverständlich insofern, als mit ihm der Begriff einer irgendwie äusseren oder höheren Inspiration verbunden ist, während doch unsere Erkenntnis gerade besagt, dass die wesentlichsten Faktoren zum originellen Schaffen im Inneren des betreffenden Wesens liegen, zwar gesteigert werden können, aber nur durch höchst persönliche Arbeit an sich selbst, durch Kämpfe und Leiden. Entscheiden wir uns daher lieber vom schöpferischen Einzigsten zu sprechen, um so mehr, als wir so ein missverständliches Fremdwort los werden.

Der schöpferische Mensch zeichnet sich besonders dadurch aus, dass nicht einzelne Teile seines Wesens, etwa nur die Fantasie oder nur der Wille, besonders entwickelt sind, sondern durch die harmonische Ausgestaltung aller Kräfte, was in den folgenden Abschnitten nebenbei auch gezeigt werden soll. Voraussetzung ist also nicht etwa nur »ein ganz von einer Empfindung volles Herz« (Goethe), — dann gäbe es viele »Künstler« —, sondern neben der stark entwickelten Vorstellungswelt ein ebenso starker Willensimpuls, der erst die Fantasie zu einer schöpferischen macht.

Aus diesem folgt nun, dass der Einzige in unserem Sinne immer im wesentlichen in einer durchaus subjektiven Welt lebt, wie immer er sich auch auswirke. Es folgt weiter, dass er nicht in einer Welt des Ethos (der Gesinnung), sondern in einer ästhetischen (der Sinnesempfindung) lebt, in der nämlich seines individuellen Rhythmos. Er lebt in einer Welt der Schönheit. (Schön kommt von Scheinen her). Daraus folgt weiter, was ja auch die Erfahrung lehrt, dass sich der schöpferische Mensch in einer Welt seiner eigenen Moralgesetze auslebt, also immer vom Standpunkt seiner Umgebung oder seiner Zeitgenossen aus als Immoralist erscheint. (Auch Jesus von Nazareth galt der ausgehenden jüdischen, wie der verklagenden hellenischen Antike als Immoralist). Erkennt so der schöpferische Mensch kein Gesetz als das, was seinen Brennpunkt in seinem eigenen Inneren hat, so wird er auch eine besondere Auffassung vom Schicksal haben, nämlich im Sinne eines amoralischen Karmagesetzes, im heroischen Sinne.

* „Vom Ablauf des Lebens“, „Vom Leben und vom Tode“, Verlag E. Diederichs, Jena

Es wäre ein Leichtes, diese von mir für die folgenden Ausführungen aufgestellten Behauptungen sowohl aus der Geschichte, wie psychologisch zu beweisen. Das wäre aber nicht dem Rahmen der Zeitschrift entsprechend. Hier soll nur gezeigt werden, in welcher Form sich bei drei ganz verschiedenen schöpferischen Individuen, die alle drei vor etwa 120 Jahren ihren Höhepunkt erreichten, sich ihr »Jenseits-von-Mann-und-Weibtum« auswirkte. Absichtlich wählte ich der Deutlichkeit des Ziels der Darstellung halber durchaus originelle (und hochbedeutende) Einzige, z. B. nicht Künstler, die man irgendwie als Klassizisten und damit als Epigonen bezeichnen, nicht Philosophen oder Staatsmänner, die als Eklektiker erscheinen könnten. Ich wählte den Engländer William Blake, einen Schaffer in sich, einen Individualisten ähnlich einem Diogenes, dem Kyniker, einem H. D. Thoreau, einen Menschen mit eigenem Mythos, so paradox das auch klingen mag. Ich wählte den deutschen Jean Paul, den, wenn man mir bestreiten sollte, bedeutendsten, so doch sicher originellsten »objektivierenden« Künstler (Künstler im engeren Sinne) unter seinen Zeitgenossen, aus der Familie der Dante, Rabelais, Balzac, Almqvist. Ich wählte schliesslich einen »Gestalter des Erdgesichtes«, Tsin Schi Hoang Ti, Cäsar, Muhammed verwandt, einen »ausserhalb seiner« Schaffenden, als dritten, den Franzosen italienischer Abstammung: Napoleon.

WILLIAM BLAKE

(1757—1827)

Blake ist am bekanntesten als Kupferstecher, als »bildender« Künstler. Obwohl er auch in diesem Fach Bedeutung hat, liegt doch durchaus der Schwerpunkt seiner originellen Persönlichkeit in der Gestaltung eines neuen Mythos, also auch nicht in der Form seiner Dichtungen, obwohl sie hervorragender sind als seine Bilder. Blake ist von seinen Zeitgenossen wenig beachtet worden, später fast ganz vergessen gewesen, erst die Präraphaeliten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (Rossetti), dann Browning, Swinburne, Wilde, Yeats, schliesslich auch Deutsche wiesen in immer steigender Schätzung auf ihn hin. Galten den Zeitgenossen Blakes die Wordsworth und Southey als ihre grössten Dichter, traten später in der Schätzung Coleridge, darauf Byron, dann Shelley und Keats an ihre Stelle, so erscheint jetzt schon vielen Blake als der bedeutendste Geist jener Epoche. So wird das Wort Lessings bewahrheitet, dass »bei Lebzeiten und ein halbes Jahrhundert nach dem Tode für einen grossen Geist gehalten werden, ein schlechter Beweis ist, dass man es ist.«

Aus dem Leben, aus den Aussprüchen und Bildern des Dichtkünstlers, besonders aber deutlich aus der Mythologie, die Blake dem Kunstwerk seines Lebens zu Grunde legte, vermag man deutlich zu erkennen, wie sich Männliches und Weibliches im oben zitierten Fliesschen Sinne, also nicht als Degenerationserscheinung, in ihm vereinigten, und wie er sich dessen bewusst war. Denn unbewusst ist die Natur in allen ihren Gestaltungen, bewusst aber gestaltet sich, d. h. sein Werk, der schöpferische Einzige.

Einige merkwürdige Ereignisse aus dem Leben Blakes sind verknüpft mit der seltsamen Form seiner Ehe. Er hatte 1782 seine Frau Catherine, von der er nie mit Vornamen, sondern stets als Mr. (!) Blake angeredet wurde, wie er sagt, aus Mitleid geheiratet. Die Ehe war kinderlos, Catherine spielte die Rolle einer Haushälterin, die mit offenem Munde das Schaffen ihres Herrn und Gebieters anstarrt. Sie hat ihrem Mann nie verstanden, in rührender Anhänglichkeit an ihm gehangen und hat ihn überlebt. »Glaubt ihr etwa«, sagte Blake einst unter Freunden von ihr, »sollte ich einmal heimkommen und meine Frau auf Untreue ertappen, ich würde so töricht sein, ihr das übel zu nehmen?«

In grosser Liebe hing er an seinem viel jüngeren Bruder Robert, der 1787 schon im Alter von 24 Jahren starb. Zeit seines Lebens wurde Blake von Visionen dieses Bruders verfolgt. Fast sein ganzes Leben war unser Einziger unverstanden und seelisch völlig einsam, er, der als das Wesen-

lichste des Menschen Freundschaft ansah.* Erst von 1818 ab, in den letzten zehn Jahren seines Lebens, schlossen sich einige junge, z. T. sogar sehr junge Künstler und Menschen in innigster Begeisterung ihm an, so ein Schüler des Anarchisten Godwin, John Linnell, der 26 Jahre alt war, als er zu Blake stiess, so der Mystiker Varley, beides Maler. Ferner der gläubigste seiner Schüler 1824, 19-jährig, J. S. Palmer und der Platoniker E. Calvaert, von dem geschrieben wurde: »er und Blake waren bald Brüder in der Kunst, Brüder in der Liebe und Brüder in dem, wofür Liebe und Kunst existieren, dem Ideal, dem inneren Königreich«. Weiter sind zu nennen der Porträtist, G. Richmond und der Bildhauer Fred Tatham, durch den freilich später der umfangreiche Nachlass, der Hauptteil des Blakeschen Werkes, verlustig ging. Ja, sogar ein Jüngling im zartesten Alter, Fr. O. Finch, gehörte dem Kreise Blakes an. Palmer, Richmond, Calvaerts, Finch gründeten übrigens eine Vereinigung (»The ancients«), ähnlich der späteren »Präraphaelischen Brüderschaft«. Es ist also auch ein Ansatz zur Bundesbildung im B. Friedlaenders Sinne vorhanden.

Von den über 400 uns erhaltenen Werken Blakes »bildender« Kunst sind viele für unsere Betrachtung von grossem Interesse. Gern stellte er dar männliche nackte Gestalten von grosser Schönheit, selten, fast nie, weibliche. Nach seinem Tode hat man manchmal daran Anstoß genommen, so wissen wir nach W. B. Yeats, dass Tatham eine Jünglingsfigur Blakes durch Bleistiftstriche »züchtig« gemacht hat. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn Fernstehende ihn erst recht nicht verstanden. Was sollten seine »aufgeklärten« nüchternen Zeitgenossen dazu sagen, wenn er (Kunst drückt eben auch Geistiges sinnlich aus!) nicht nur die Cherubim, sondern sogar Christus selbst als doppelgeschlechtlich darstellt? Aber nicht nur das, auch Milton, ja sich selbst zeichnet er mit hermaphroditischem Körper. Wir verstehen nun auch, warum er, Dante illustrierend, den Dichter nicht nach dem Fantasiebilde Raphaels, sondern ähnlich dem Bilde von Giotto, des Zeitgenossen des grossen Florentiners, darstellte, so deutlich die erst aus einer Beteiligung sowohl männlicher als weiblicher Elemente resultierende häufige »abstrakte« Schönheit des Schaffenden gestaltend.

Stark entwickelt wie häufig bei in unserm Sinne schöpferischen Naturen ist sein Antifeminismus. O. v. d. Taube nennt mit Recht Blakes sogenannte »Ethik der Phantasie« (R. Kassner) oder »Ethik der Fruchtbarkeit« die »aller-männlichste«. Das männliche Prinzip ist nach unserm Künstler das einzige schaffende; das weibliche kommt nur in Betracht als Maerie, Durchgangszustand, soweit es im Verhältnis zum männlichen steht. Nur das Männliche ist ewig, das Weibliche vergänglich, es muss stets erst wieder neu vom Männlichen geschaffen werden. Er hat nur einen Zweck, der Fruchtbarkeit des männlichen zu dienen. Für den Schaffenden, Männlichen, gibt es nur eine Sünde, Unfruchtbarkeit. Die Frau, das Weibliche in welcher Gestalt auch immer, ist dem Gesetz (System) verfallen. So ist Blake nicht etwa nur Immoralist, sondern Amoralist. In jedem Wesen ist Männliches und Weibliches, Spectre (männlich) und Emanation (weiblich), aber das Weibliche, das sich vom Männlichen emancipiert und Selbständigkeit anmasst, wird zum Uebel. Jedoch das weibliche Prinzip, das seine Trennung vom männlichen beklagt, hat sie bereits überwunden. Es gibt nach Blake »helle« und »dunkle« Hermaphroditen. Der Helle ist der göttlich Schaffende. Aber »Denken« hat aus dem Menschen einen dunklen Hermaphroditen gemacht. Es hat das tatsächlich Eine in die zwei furchtbaren Fiktionen des »Männlichen« und »Weiblichen«, des Geistigen und Natürlichen, Intellektuellen und Emotionellen gespalten, und die Trennung steigt nun jedes in sein Extrem; das Verstandesmässige zum flammenden Schwert des Moralgesetzes, den Schleier der Sinnlichkeit zur Weltmuschel, dem körperlich Materiellen, dem ungeheuer verhärteten Schatten aller Dinge. (»Milton«) Das ist Blakes Darstellung des »Sündenfalles«. Und so sind wir schon in seinem Mythos.

* „The bird a nest, the spid a web, man friendship“ [Sprichwörter der Hölle]

Der Drang nach einer neuen Mythologie war auch unter den kühnsten Jüngeren unter den Zeitgenossen Blakes, bei den Deutschen Novalis und Fr. Schlegel vorhanden, denen mit Recht die antike und die christliche als veraltet für das neue heraufdämmernde »dritte« Zeitalter erschien. Sie erkannten nur nicht, dass eben ihre Zeit, eine individualistische, einen allgemeinen Mythos nicht mehr haben konnte. Blake aber tat den ungeheuren Schritt und schuf einen Mythos für sich selbst, gestaltete sich selbst ein kosmisches Gebilde aus der chaotischen Natur, die nach ihm ist »eine Vision, die Wissenschaft der Elohim.« (»Milton«) Wir stehen vor dem Paradox (wie lange noch paradox?) des subjektiven Mythos.

Blake kennt (ähnlich dem Empedokles) vier Grundelemente, die Zoas, oder vielmehr sieht man die Einheit in dieser Form vom »Band des Irrtums«, »Ulro«, aus. Sie sind zunächst alle vier männlich, gleich gut in ihrer Reinheit. Durch ihr sich Vermischen, Durchdringen »fallen« sie alle, dadurch dass eine Zoa von der andern im Sinne Stirners »besessen« wird. So entstehen Passivitäten, d. h. nach Blakes Auffassung Weibliches. Denn weiblich ist der Zustand (state), der Raum (space), in dem die Zeit (time) (männlich) schafft. Der Fall des Zoas ist der Fall des Menschen, denn »ausser« und »innen« sind wie bei jedem Mystiker auch bei unserm identisch. Beim Fall des Menschen löst sich sein spectre (männlich) (Gespenst). Diese Trennung ist erst der wahre Fall. Rahab nennt Blake das Weibliche im Männlichen vor dem Fall, das durch seine Gegenwart die Tendenz nach »unten« hat. Emanation heißt der weibliche Teil nach dem Fall. Blake sagt: »Rahab oder Babylon, das im Mann verborgene Weib, die Natur, die sich für Geist ausgibt, die sittliche Tugend, die eine Hure ist.«

Ebenso schrecklich ist aber das gefallene Männliche (spectre), es ist abstrakte Vernunft. Alles, was ihr entspringt, verwirrt der Künstler, der Amoralist Blake deshalb, den Rationalismus, das Moralgesetz, die zehn Gebote, die sogenannten Naturgesetze, die er als verkleidete moralische Auslegungen der Natur ansieht. Satan-Demiurg-Jehova-Gott-Christus ist ihm so ein männliches Gespenst (spectre). Er verabscheut infolgedessen das Christentum, und was mit ihm zusammenhängt, z. B. Swedenborg, in eben so starkem Masse, wie die späteren grossen Individualisten, wie Stirner, ja fast mit denselben Worten manchmal wie Nietzsche. Nach dem Fall, d. h. eigentlich im Fall (natürlich ist das Wort »Fall« bei Blake nie moralisch gemeint) pflanzen sich die Zoas fort, es entstehen »Götterfamilien«. Sie pflanzen sich fort durch Teilung, nicht durch Zeugung, und immer einem männlichen Teil entspricht ein weiblicher, damit die »Wage« gehalten wird.

Der stark begrenzte Raum einer Zeitschrift zwingt mich, es bei den bisher gemachten dunklen Andeutungen und Hinweisen bewenden zu lassen. Zur weiteren Einführung in die Werke und die Welt Blakes ist besonders geeignet die Auswahl seiner Schriften, die unter den Namen »Die Ethik der Fruchtbarkeit« (Jena, Diederichs) erschien und die Auswahl (in zwei Bänden), die der Verlag Oesterheld & Co. (Berlin) brachte. Die beste deutsche Biographie bis jetzt stammt von H. Richter (Strassburg, Verlag J. H. E. Heitz, 1906.) Im hiesigen Kupferstichkabinett und im Kunstmuseum sind Reproduktionen künstlerischer Werke von ihm zugänglich.

Die ungeheure Bedeutung William Blakes für die Anhänger der »physiologischen Freundschaft« liegt auf der Hand schon nach dem wenigen, was ich hier bringen konnte. Man sieht, wieviel noch zu tun ist, man sieht wie sich das Gesicht einer Sache sehr verändern kann dadurch, dass bisher übergegenes Material (nicht etwa nur Blake!) aufgestellte Hypothesen ins Wanken bringt. —



ERWACHENDER

NACH EINER RADIERUNG VON ARNOLD SIEGFRIED

MEIN ALBERTO
VON WILHELM GITTERMANN

1

Wie weit, wie weit! —
Und doch wie farbig sieht mein Geist euch wieder,
Verblasste Bilder meiner Jugendzeit! —
Herbst in Toscana . . . Seidenweiche Nacht . . .
Durch Rebgehänge, von der vollen Pracht
Der Trauben schwer, erglänzt der Mond . . . Es wandeln
Die Mädchen, armverschlungen, feldentlang . . .
»O bella luna! grüßt ihn ihr Gesang . . .
Im dunklen Garten reifen schon die Mandeln.
Horch, die Musik dort! Rebenlaub im Haar,
Schwingt sich im Tanz bachchantisch Paar an Paar . . .
In Zauber tönen singt und lockt das Leben!
Und mitten drin, des Ganzen Seele — du!
Wie flog mein achtzehnjähr'ges Herz dir zu,
Besieglt, schrankenlos sich hinzugeben!
Jung, feurig, ritterlich — Rinald — Apoll —
Stolzer Gedanken, süßer Töne voll —
Geboren zum Beglücksein und Beglücken!
Das Leben, wie vom Morgenrot erhellt
Der Ozean, vor dir entrollt — die Welt
Nicht reich genug an Kränzen, dich zu schmücken!
Wir schlossen, Hand in Hand und Mund auf Mund,
Den ersten, heil'gen, keuschen Bruderbund . . .
Der Chianti füllte leuchtend unsre Gläser . . .
O wie so weit, so weit! — Verstummt der Ton,
Die Stätte leer — wie lang, wie lange schon!
Im Winde flüstern deiner Ruhstatt Gräser.
Weit, weit, am purpurnen Tyrrhenenmeer,
Da liegt dein Grab. Dein Lebensweg war schwer,
Und früh schon deckte dich die kalte Erde.
Zu Füssen mahnend rauscht mir welkes Laub . . .
Die Herzen, die mich einst geliebt, sind Staub . . .
Wer weiss, wie bald ich ihnen folgen werde!

2

Die alten Strassen trieb es mich zu gehn,
Als müsste meine Jugend auferstehn.
Hier, wo ich einst dich Freund und Bruder nannte.
Wie sehnend dir mein Herz entgegenschlug
An diesem Ort, wo es zum ersten Flug
Ins Morgenrot die goldenen Schwingen spannte! —
Und siehe, meine Jugend kam zu mir —
Doch keine Rosen sprossen unter ihr,
Sie kam nicht zu erfüllen und zu spenden.
Ihr Blick war starr und leer, ihr Antlitz weiss,
Ihr Kleid ein Witwenkleid, ihr Atem Eis,
Und einen Totenkranz trug sie in Händen. —
Ein Hauch — ein Strahl — ein Duft aus jener Zeit,
Die heil'ger Jugend erster Schwung geweiht,
Ist alles, was von damals mir geblieben.
So bleib', o bleibe denn, erlich mir nicht,
Und, einst mein Morgen-, sei mein Abendlicht,
Du Geist vom Geiste meiner toten Lieben!

WELLENRINGE

NOCH EINE FREUNDSCHAFTSNOVELLE
VON EUGEN ERNST

Der alte Jahnit nahm die Kleider Anton Wellinks, die über der Stuhllehne vor seinem Bette hingen, legte sie sich über den Arm und lächelte, als er auf den Schläfer sah. Der hatte, wie das seine Gewohnheit war, die Rechte unter den Kopf geschoben und schlief. Darüber freute sich der Alte, denn der junge Herr hatte sonst einen so leisen Schlaf, dass er fast jedes Mal erwachte, wenn er morgens die Kleider zum Reinigen ins Vorhaus trug und die Tür auch noch so behutsam aufklinkte. Heute jedoch rührte der Schläfer sich nicht, und damit war Jahnit sehr zufrieden. Er gönnte ihm die Ruhe von ganzem Herzen. Es wäre ja auch so unruhig gewesen, wenn er schon jetzt — die Uhr hatte kaum vier geschlagen — erwachte, da er doch erst nach fünf auf dem Felde sein musste, um das Säen des Hafers zu überwachen. Und eine Erholung tat Herrn Wellink wirklich not. Schon während der letzten Wochen hatte er bleicher und übermüdet als sonst ausgesehen, und auch heute lag er gar blass auf dem Kissen. Das kam aber wohl zu meist von dem bunten Fenstervorhang, dessen grünes Mittelfeld das junge Sonnenlicht so hässlich gedämpft über den Schläfer warf. Eine wahre Leichenfarbe malte es ihm auf die Wangen. Mehr als einmal hatte Jahnit schon freundlich besorgt zu Herrn Wellink gesagt, er möge sich doch ein wenig schonen. Das könnte ja kein Mensch aushalten, was der junge Herr Inspektor sich zumute und aufbürde. Morgens, fast mit Tagesgrauen auf dem Felde, mittags, oft in glühender Sonnenhitze, wieder in Wald und Busch, abends als Letzter zu Bett; und wenn man einmal denke, endlich erholt sich Herr Wellink, fände man ihn mit der Feder in der Hand über die grossen Wirtschaftsbücher gebeugt. Seit fünfzig Jahren sei er, Jahnit Peterson, schon auf dem Gut und habe bereits manchem jungen Gutsverwalter die Kleider bürsten müssen, aber einer, der die Sache so ernsthaft genommen wie der junge Herr, sei ihm doch noch nicht vorgekommen. Ob er sich denn durchaus zu Tode arbeiten wolle?

Jedes Mal, wenn ihm der Alte eine solche wohlgemeinte Strafpredigt hielt, lachte Herr Wellink und klopfte ihm auf die Schulter. Er möge es gut sein lassen, pflegte er zu entgegnen. Wenn man fünfundzwanzig Jahre zähle, in Amt und Lohn stände, so habe man Pflichten, die zu erfüllen seien. An Arbeit stürbe übrigens kein Mensch, und wäre es einmal mit ihm aus, so sei das Unglück nicht gross, ihn würde niemand vermissen. Er sei wie der Vogel auf dem Dache, — flöge er davon, sässe schnell ein anderer auf seinem Platze. Heute aber konnte Jahnit sichs nicht verhehlen: so bleich hatte er den jungen Herrn noch nie gesehen. Selbst die Lippen waren blass, und die Hand, die auf der blauen Bettdecke lag, sah aus, als wäre sie aus Kreide. Er wusste nicht recht, warum er darüber so erschrak? Herr Wellink lächelte ja, ganz deutlich lag ein freundliches Lächeln auf seinem hübschen Gesicht. Vielleicht war er gar wach und spielte nur den Schlafenden, um den Alten hinterher zu necken. Er starrte ein Weile auf den still Daliegenden und beugte sich dann plötzlich über ihn — horchte ein paar Sekunden hin, tastete nach der Brust und wurde nun selbst so weiss wie die Hand auf der Decke, die Arme sanken ihm herab, so dass die Kleider zu Boden fielen, und er fühlte ein solches Zittern in den Beinen, als hätte er einen Stoss erhalten.

Herr Wellink atmete nicht mehr, Herr Wellink war kalt, war tot . . . Mit ein paar Sätzen war Jahnit aus dem Zimmer und vor die Tür des Herrenhauses. Atemlos zog er die Klingelschnur und die Glocke gelte grell wie ein Hilferuf durch die Stille. Allein drinnen lag alles in tiefem Schlaf, und auch draussen war ausser den Spatzen nichts zu so früher Stunde wach.

Selbst die alten Lindenbäume vor der Veranda, deren Blätter sich über Nacht entfaltet hatten, rührten kein Zweiglein. Die betauten Gräser des weiten Rasenplatzes glitzerten regungslos in den Strahlen der Maitonne, und unten am Fusse der Anhöhe, die das Herrenhaus trug, lag das Städtchen still, menschenleer und einsam. Ein, zwei, drei Mal noch riss er an der Klingel die immer schriller kreischte. Wie konnte nur niemand erwachen? Wie konnten sie nur so ruhig schlafen, während drüben ein Toter lag? Robert, der Diener, öffnete endlich und sein mürrisches Gesicht änderte sich schnell, als er den Alten sah.

»Was gibts, Jahn? Du siehst ja weiss wie ein Totenlaken aus? Brennt es im Viehstall oder sind die Schimmel gestohlen?«

»Als ich in's Zimmer kam, war er schon tot«, sagte der und schüttelte sich.

»Wer?«

»Ganz kalt und blass und mit einem lachenden Gesicht lag er da.«

»Mein Gott, wer denn?« und Robert stampfte ungeduldig den Boden.

»Ein so guter Mensch! Man muss es gleich dem Herrn sagen. Vielleicht ist noch ein bischen Leben in ihm, vielleicht kann der Doctor noch etwas helfen.«

»Zum Kuckuck! bist Du denn verrückt geworden? Wer ist tot und kalt und blass?«

Robert hatte ihn an die Schulter gepackt und schüttelte ihn unsanft.

»Der Inspektor, der junge Herr, Herr Wellink.«

Im nächsten Augenblick war Robert verschwunden, während Jahnit sich auf die Stufen der Veranda setzte und zu schluchzen begann. »So jung gestorben«, jammerte er. »Ein so lieber guter Mensch! Seinen Filzhut und den alten grauen Anzug schenkte er mir erst neulich und alles passte mir, als wäre es für mich gemacht worden. „Wenn ich meinen schwarzen Anzug ablege, und das wird bald sein, sollst du den auch haben, Jahnit“, sagte er dabei. Und nun ist er tot! Wäre er doch nur ein Jahr, ein einziges Jährchen später gestorben . . . Warum konnte er das nicht tun? Jetzt werden sie ihn in dem schwarzen Anzuge begraben, — in meinem schwarzen Anzuge.« Jahnit schlug die Hände vor das Gesicht, weinte leise fort und murmelte ab und zu dazwischen: »In meinem schwarzen Anzuge!« Da hörte er Schritte, Robert kam mit dem Herrn. Der hatte seinen bunten Schlafrock nicht einmal festgeknöpft, und die blaue Brille sass ihm schief auf der Nase.

»Zum Doctor aber schnell«, rief er, als er den Alten gewahrte und dann eilte er über den Kiesweg dem Verwalterhause zu.

Eine halbe Stunde nachher kam der Doctor. Herr von Lichtenstein war ihm bereits einige Mal voller Ungeduld den steilen Fussweg, der zum Städtchen hinabführte, entgegengegangen.

»Guten Morgen, Herr Doctor«, sagte er, »verzeihen Sie diese frühe Störung, die im Grunde eine unnütze ist. Sie können hier nichts mehr helfen. Mein armer Wellink ist über Nacht gestorben. Wollen Sie ihn sehen? Kommen Sie.«

Ihre Schritte schallten laut von den Steinfliesen wieder, mit denen der Vorraum des alten Hauses ausgelegt war, und der Doctor erschauerte in der Kühle, die ihm entgegenwehte.

»Die Mauern sind so dick, dass die Sonnenwärme nicht durchdringt, die Keller unten feucht und die Hälfte des Hauses unbewohnt«, sagte Herr von Lichtenstein und zog seinen Schlafrock fester zusammen. Ueber einer Tür stand in grossen Buchstaben »Comtoir«, dort traten sie ein und standen bald vor dem Bette Anton Wellinks. . . . Der Doctor sprach nichts, er konnte nichts sprechen, Sonderbar! Wie oft schon hatte er an Totenbetten gestanden — ruhig und kalt, fest in dem Gedanken, es sei nutzlos, den natürlichen Lauf der Dinge mit Klagen und Trauern zu begleiten. Er hatte geglaubt, längst mit allen Gefühlsregungen fertig zu sein, und nun — und nun — Hier aber lag die Sache doch anders: Anton Wellink war ihm bekannt seit jenem Tage, da er als blutjunger Verwalter nach Welmen gekommen war und vom ersten Augenblick an hatte seine Art und Weise ihn gefesselt. Sie waren dann und wann zusammengewesen und noch gestern waren sie

DER EIGENE

einander im Städtchen begegnet. Auch pflegte der Doctor ihn in allerlei kleinen Dingen seiner Junggesellenwirtschaft um Rat zu fragen: ob die Kartoffeln schon gesteckt werden sollten? wie die Haferpreise ständen? und was derlei Fragen mehr sind. Aber wie lieb er im Grunde den stillen Jungen mit dem reinen Herzen gehabt hatte, spürte er erst jetzt, da er in jenem Schlummer vor ihm lag, aus dem es kein Erwachen gibt. Er fuhr mit der Hand nach der Stelle des Herzens, fühlte nach dem Pulse — vergebens, alles vergebens.

»Der Tod muss schon gegen Mitternacht eingetreten sein«, sagte er langsam. »Ein Herzschlag . . . Neulich habe ich ihn noch genau untersucht, weil er über Schmerzen in der Herzgegend klagte. Es war auch nicht so, wie es sein sollte. Ich gab ihm Digitalis.«

Er nahm die Hand des Toten, streifte den einfachen Siegelring vom Finger und legte ihn auf den kleinen Nachttisch zu dem Geldbeutelchen, dem Schlüsselbunde und der Uhr Anton Wellinks, deren Ticken man deutlich hörte, so still war alles ringsum. Auch einige Bücher lagen auf dem Tische, eines noch aufgeschlagen, als wäre es eben aus der Hand gelegt worden. Herr von Lichtenstein sass reitend auf einem Strohstuhle, hatte den Kopf auf die Lehne gestützt und starnte auf die bunten Morgenschuhe vor dem Bette.

»Das geht mir sehr nahe, Herr Doctor, sehr nahe«, begann er ohne aufzublicken. »Er war nun im fünften Jahr bei mir. Mit neunzehn Jahren trat er die Stellung hier an — aber er war mit neunzehn Jahren ebenso tüchtig als jetzt mit vierundzwanzig. Ich konnte mir keinen besseren Beamen wünschen, ich glaubte, nie wieder einen Wechsel vornehmen zu müssen. Sie wissen, lieber Doctor, ich bin sonst nicht so leicht zufrieden zu stellen — mit ihm war ich jedoch zufrieden, vollkommen zufrieden. Ich will nicht behaupten, er sei ohne Fehler gewesen — mein Gott, wer ist ohne Fehler! — allein, die seinen gereichten ihm zur Ehre. Er war manchmal heftig, starr, eigensinnig, — doch war er es nie, wenn er nicht fest überzeugt war, im Recht zu sein, das Wahre, das Richtige zu verteidigen. Und nun ist er tot!« Der Doctor erwiderte nichts, er hatte das aufgeschlagene Buch ergriffen. Es war ein schlankes, in Goldschnitt gebundenes Büchlein. »Lieder an eine Verlorene« stand auf dem Deckblatt.

Halb mechanisch slogen seine Augen über das Gedicht, das Anton Wellink wohl noch gestern gelesen haben möchte, ehe er die Augen ahnungslös zum letzten traumlosen Schlaf geschlossen hatte. Die Verse lauteten

»Es ist nun Herbst und der Sommer wich,
Die Blätter sterben und fallen,
Und ich werd' müssen sterben um Dich,
Die ich geliebt hab vor Allen.

Wohl schmückt die Bäume einst neues Grün,
Wohl bringen sie frische Triebe,
Doch die Jugend, die Jugend geht schnell dahin,
Das Herz hat nur eine Liebe.

Und singt auf's Neue die Nachtigall,
So lieg ich unter der Linde,
Die streuet dann Blüten überall
Und schauert im Frühlingswinde.

Und meine Seele steigt frei und rein
Empor aus dem grünen Grabe,
Und wird dort oben im Himmel sein,
Weil ich geliebt Dich habe.«

WELLENRINGE

»Hat er je eine unglückliche Herzensaffaire gehabt?« fragte er plötzlich, indem er das Buch zuklappte und Herrn von Lichtenstein voll anblickte. Der lächelte.

»Wo denken Sie hin? Das stimmte nicht zu seinem Wesen. Den Frauenzimmern ging er nach Möglichkeit aus dem Wege und kümmerte sich wenig um sie. Meine Hausdamen haben ihm das, wie ich glaube, stets verübelt, ausgenommen meine Frau, die eine Schwäche für ihn hatte. Er hatte überhaupt nicht viel Umgang und war eine mehr nach innen gekehrte, verschlossene Natur. Nur mit dem kleinen buckeligen Buchhändler Valentin, der seinen Laden in der Kirchstrasse hat, war er ein Herz und eine Seele. Die Leute erzählen, der male und dichte sogar heimlich und sei, wie man so zu sagen pflegt »ein Schöngest.« Im Sommer gingen die beiden gemeinsam spazieren und im Winter verschwatzten sie ihre freien Abendstunden zusammen. Aber ein leichter Zug von Melancholie und Lebensmüdigkeit lag von jeher im Wesen meines Wellink. Sehen Sie, da hat er sich über seinem Bette eine Nachbildung des Spangenberg'schen »Zug der Todes« gehängt, ein Bild, das mich aus dem Zimmer jagen würde, und sein Bücherschrank enthält sicher auch mehr schwermüdiges Zeug denn fröhliches. Kennen Sie die Adresse seines Bruders, Doctor? Den muss ich doch telegraphisch von dem Vorgefallenen benachrichtigen.«

»Kaufmann Carl Wellink, Goldingen,« entgegnete der Doctor. »Andere Verwandtschaft ist meines Wissens nicht da.«

Herr von Lichtenstein nickte.

»Ich weiss es — auch der Bruder scheint ihm fremd geworden zu sein. Aber gerade jetzt um die Saatzeit zu sterben! Es ist eigentlich rücksichtslos. Wie gern hätte ich ihm sein Gehalt erhöht. Und nun, um noch eine unnütze Frage zu tun: es ist hier absolut nichts mehr zu machen, Doctor?«

»Nichts.«

Herr von Lichtenstein erhob sich und zog die Gürtelschnur seines Morgenrockes zusammen.

»Ich werde gleich nach der Leichenfrau schicken, das Totengläute bestellen, die Fensterläden schliessen und Eis um das Bett stellen lassen. Bis übermorgen muss die Leiche noch hier im Zimmer bleiben.« Auch der Doctor hatte sich von seinem Sitz erhoben. Einen Augenblick starrte er noch auf den bleichen Schläfer und ein feuchter Schimmer stieg ihm in die Augen. Wirklich, er hatte es nicht geglaubt, dass ihm dieser junge, stille Mensch so ans Herz gewachsen war . . . Durch einen Spalt der Rollgardine fielen ein paar Sonnenstrahlen auf den Toten und legten sich, ganz wie ein schmaler Goldreif, um sein blondes Haar

* * *

In dem grossen Speisezimmer des Herrenhauses war der Kaffeetisch gedeckt. Die Kannen und Gläser glänzten im Frühlicht, aus der blanken Kaffeemaschine stieg dann und wann ein leichtes Rauchwölkchen in die Höhe und ab und zu knisterte leise eine Kohle. Fräulein Zimmermann, die dem Hauswesen vorstand, sass am Tisch, hatte den Kopf in die Rechte gestützt und hantierte mit den Theelöffeln. Sie nahm einen nach dem anderen aus dem silbernen Körbchen und legte einen nach dem andern wieder in das Körbchen zurück. Sie tat das mechanisch, gedankenlos. Ihr Gesicht hatte heute einen noch strengeren, verbisseneren Ausdruck denn sonst. Tot im Bett gefunden! Vielleicht würde man sie auch einmal so finden. Du lieber Himmel, was ist dabei? Eine gemietete Person, die man am ersten des Monates engagiert und am ersten des Monates wieder entlässt, die ist so leicht ersetzt, dass man darüber eigentlich kein Wort verlieren sollte. Höchstens kann es die Herrschaft ärgern, wenn sich einer ohne vorherige Kündigung so ganz auf eigene Hand davonmacht. Seit ihrem fünfzehnten Jahr war sie in dienster Stellung gewesen, bald hier, bald da. Jetzt war sie sechszunddreissig Jahre alt — das gab die runde Summe einer einundzwanzigjährigen Dienstzeit. Wie die Zeit doch hing! Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen und seufzte. Und was war ihr Leben eigentlich

für ein Leben gewesen? Mühe, Arbeit und Demütigung. Was hatte dieses Leben aus ihr gemacht? Eine alte Jungfer mit bissiger Zunge. Wozu sich das Resultat verhehlen? Es nützte ja nichts, das war sie doch. Das sagten nicht nur die Leute, das sagte sie sich auch selbst. Aber wussten die Leute auch, wie sie das geworden war? Wussten sie, dass auch sie ein warmes Herz gehabt hatte, gleich den anderen jungen Mädchen; ein Herz: fähig zu lieben, glücklich zu machen, sich selbst über Andere zu vergessen? Wussten sie, warum dieses Herz langsam eingetrocknet, langsam verdorrt war, einer Blume gleich, der es an Wasser, an dem geeigneten Boden zum Wachstum gemangelt hatte? Ach, keiner ahnte es! Sie schlug mit einem der Theelöffel langsam an den Rand des Körbchens — tick, tick, tick.... Dieser Löffel war abgenutzt und zeigte einen Sprung. Das war Herrn Wellinks Löffel. Sie hatte für ihn absichtlich den schlechtesten, der im Hause zu finden war, herausgesucht. Er sollte es spüren, dass Manches für solch ein junges Inspektorchon noch sehr gut sei, was einem Herren adeligen Geblütes nicht mehr anstehe. Doch es war zweifelhaft, ob er es gespürt hatte? Er hatte stets mit so kühlem Gesicht am Tisch gesessen, wie ein König von Gottes Gnaden im Kreise seiner unebenbürtigen Vasallen. Er hatte jede Frage, jedes Gespräch, das sie begonnen, mit so frostiger Höflichkeit abgelehnt, dass sie einander während der Zeit ihres Zusammenseins nie näher getreten waren. Sie wusste auch warum? Seiner ehrlichen, geraden Natur missfiel ihr Charakter, der den Schleichweg der offenen Landstrasse vorzog. Ihm war der beissende Witz zuwider, den sie nicht ohne Geist über Welt, Menschen und Verhältnisse auszuschütten pflegte. Und weil sie das wusste, deshalb war sie in seiner Gegenwart boshafter und schonungsloser denn je in ihrem Urteil. Was hätte sie darum gegeben, ihn aus diesem angenommenen kühlen Wesen zu bringen! Das es ein angenommenes war, o, das war ihr ganz klar.

Mit welchem Feuer hatte er einmal Frau von Lichtenstein gegenüber von dem einsiedlerischen, weig beachteten buckeligen Hugo Valentin gesprochen. Wer ihn wirklich kenne, müsse ihn lieben, hatte er gesagt. Und wie heftig Anton Wellink sein konnte, das wusste auch jedermann im Hause.

Sie hatte alles versucht und alles ohne Erfolg. Sie hatte, als sie nicht seinen Hass erregen konnte, seine Freundschaft gesucht. Sie hatte ihm Bücher und Journale angeboten, er hatte sie mit höflichem Dank abgelehnt, sie hatte ihm allerlei Melodien, von denen sie wusste, sie seien ihm lieb; auf dem Klavier spielen wollen, er hatte, mangelnde Zeit vorschützend, darauf verzichtet.... Das hatte sie empört und sie hatte die Bezeichnung »der weisse Rabe« für ihn geprägt, der zu ihrer Genugtuung an ihm haften geblieben war. Ihre Parole war: entweder — oder, Feindschaft oder Freundschaft, Hass oder Liebe — nur nicht diese erkältende Gleichgültigkeit.

Und nun war er tot! Nun sollte sie ihm nie mehr den Kaffee einschenken, nun sollte sie nie mehr den Ton dieser Stimme hören, nie mehr den Blicken dieser blauen Augen begegnen, die sie wieder an Reinheit und Menschengüte glauben gelehrt.... War es in der Tat Liebe gewesen, die sie für ihn empfunden? Ein Johannistrieb? Tick, tick, sang der Theelöffel, — tick, tick. Aus dem Nebenzimmer erklangen Schritte, — sie fuhr hastig vom Stuhl auf und verließ das Zimmer. Sie wollte in diesem Augenblicke niemand sehen, sie fühlte einen brennenden Hass in ihrem Herzen gegen alles, gegen die Menschen, gegen Gott, gegen sich selbst. Der da kam, war Herr Theophil Esche, der Hauslehrer. Er nahm gleich seinen Platz am Tische ein, denn heute wäre es nutzlos gewesen, auf die übrigen zu warten.

Das ganze Haus war durch den Todesfall, den der Diener schon in aller Frühe gemeldet hatte, in eine Kopflosigkeit hineingeraten, als sei eine Staatsaktion vor sich gegangen. Mein Gott, ein Todesfall, ein simpler Todesfall? Als ob nicht alle Menschen sterben müssten? Dabei war doch nichts zu machen. Herr Esche schenkte sich den Kaffee ein und zog den Brotteller zu sich heran.

Wie knusprig diese Kanehlbrödchen aussahen! Ganz ähnliche pflegte seine Mutter in Bauske auch zu backen und ihm mundeten sie vorzüglich. Er hob den Teller bis an die Nase und roch bedächtig daran. Süperbe! Dann zählte er sie langsam: fünfzehn Stück. Wenn er fünf verzehrte, blieben zehn noch — das war genug, übergewogen. Den drei Knaben könnte er überdies für heute den Genuss der Kanehlkuchen untersagen, weil sie gestern Abend unhöflich gegen ihn gewesen waren. Als Herr Esche sich eben die zweite Tasse füllte, kam Fräulein Senger, die Gouvernante.

Sie war lang und schlank und auf ihrem nicht unschönen Gesicht lag ein madonnenhaftes Lächeln. Das hatte sie sich angewöhnt wie die Naivität; sie war manchmal so naiv, dass Herr von Lichtenstein behauptete, es sei zum Davonlaufen.

»Guten Morgen«, sagte sie. »Sind sie es Herr Esche? Trinken Sie Kaffee?« Ich bin eben bei der ersten Tasse. Man sieht ja heute keinen Menschen und muss für sich selbst sorgen.«

»Das ist ja reizend«, erwiederte das Fräulein, indem sie ihren Stuhl zurechtschob. »Ja, man muss selber für sich sorgen. Haben Sie übrigens schon das Neueste von unserem „weissen Raben“ gehört? Er soll in den Himmel hineingeflogen sein. Ich glaube, er wird nur scheintot sein. Glauben Sie es nicht auch?«

Herr Esche hatte eben den vierten Kanehlkuchen im Munde und konnte nicht antworten. Er zog nur die Augenbrauen in die Höhe und zuckte die Schultern.

»Man sollte ihm eigentlich mit einer Feder über die Nase fahren«, hub sie von neuem an; »oder einen Spiegel vor sein Gesicht halten, es muss nicht angenehm sein, scheintot begraben zu werden. Meinen sie das nicht auch?«

»O ja, mein Fräulein. Doch eine Frage: gefiel Ihnen dieser Herr Wellink? Meine Passion war er gerade nicht. Er konnte so impertinent sein. Und dann dieses lächerliche Getue mit dem buckeligen Buchhändler, dessen Name ich immer vergesse.«

Das Fräulein nickte. Ihre Mutter war eine geborene Baronesse Klotz. »Ja, er konnte grob werden. Aber was wollen Sie? Der arme Mensch hat sich wenig in aristokratischen Kreisen bewegt. Nur hübsch war er, besonders, wenn er lächelte. Ich habe selten mit ihm gesprochen, weil es mein Grundsatz ist, nur das Nötigste mit den Domestiken zu reden. Auch die besten von ihnen werden leicht familiär. Lichtensteins waren jedoch sehr von ihm eingenommen.«

»Das habe ich, aufrichtig gestanden, nie begreifen können«, sagte Herr Esche und füllte seine Tasse abermals. Der Kaffee hatte solange gekocht, er konnte eingekocht sein und den Appetit hatte ihm, dem Himmel sei Dank, dieses Ereignis nicht verdorben. Sonst verlor er ihn so leicht.

»Das Unangenehmste wäre mir« begann wieder das Fräulein und lächelte neckisch, »wenn Herr Wellink als Gespenst umginge! Vielleicht hat er sich's als Ziel gesetzt, mich zu erschrecken.« Zuzutrauen wäre es ihm schon,« bemerkte Herr Esche und nahm den sechsten Kanehlkuchen. Wenn neun auf dem Teller zurückblieben, so genügte das schliesslich auch. Ein helles Kinderlachen störte die Beiden: Es kam von den Lippen des kleinen Richard, der an der Seite Frau von Lichtensteins ins Zimmer hüpfte. Frau von Lichtenstein war eine zarte, blassé Dame mit gütigen Augen, denen man heute die Spuren vergossener Tränen ansah. Sie grüsste die Anwesenden freundlich und wandte sich dann an den Knaben.

»Es tut Dir also wirklich nicht leid, Richard, dass Herr Wellink gestorben ist?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, Mamachen.«

»Das ist aber sehr hässlich von Dir, mein Kind; es betrübt mich ordentlich. Denke doch daran, wie freundlich er immer gegen Dich war, wie er Dich auf der Droschke sitzen liess, wenn er den Berg hinabfuhr und wie er Dir erst neulich den kleinen Hund schenkte, den Du Dir so sehr gewünscht hattest.«

DER EIGENE

»Ich liebte ja auch Herrn Welling,« lachte das Bübchen, »und den Hund behalte ich doch. An Herrn Wellinks Stelle wird doch wieder ein anderer Herr kommen, der wird vielleicht noch besser sein und mich auf sein Reitpferd setzen.«

Frau von Lichtenstein seufzte.

»Aber Du wirst Herrn Wellink nie mehr sehen, Richard. Man wird ihn auf den Kirchhof tragen und in die Erde legen, wie unsere gute Grossmama. Erinnerst Du Dich noch, wie sehr wir alle damals weinten?«

»O ja« nickte der Knabe, »Herr Wellink ist aber doch nicht die Grossmama, nach ihm braucht doch kein Mensch zu weinen. Er hat ja nicht einmal eine Frau und Kinder hat er auch nicht.«

Frau von Lichtenstein fuhr sich mit ihrem Taschentuch über die Augen. »Ich hätte Dich für vernünftiger gehalten, mein Sohn, denn Du wirst bald sechs Jahre. Was wirst Du tun, wenn man mich einst begraben wird?«

»Dich werde ich niemals begraben lassen, Mamachen, niemals!«

Sie lächelte und wandte sich an Herrn Esche.

»Da haben wir noch den Egoismus ohne Maske . . .«

»Verzeihung, gnädige Frau, allein der Kleine hat im Grunde recht. Man macht zu viel Wesens von einem Todesfall. Wenn solch ein Rädchen aus dem grossen Maschinenwerk der Welt entfernt wird, sind zehn neue gleich wieder am Platz und nichts gerät ins Stocken. Niemand ist unersetzblich, aber am allerwenigsten einer, der so einsam und isoliert dahingelebt hat, wie der Herr Inspektor.«

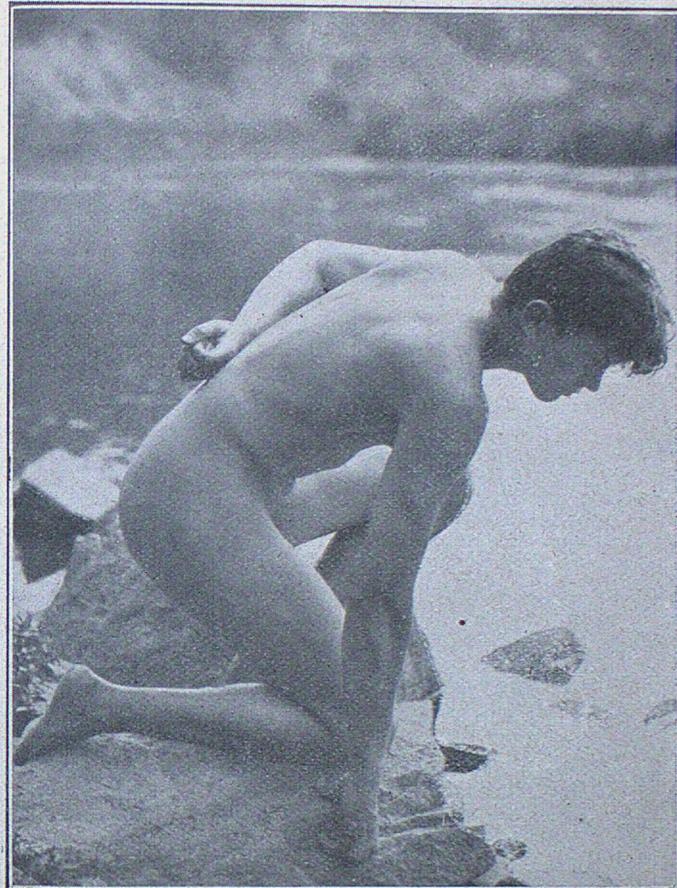
»Wer weiss das, Herr Esche, und wer kann das entscheiden? Wir sicher nicht!« gab sie mit sinnendem Ausdruck zurück.

»Ob ein guter Mensch nicht mit so viel Fäden und Fäden an seine Nebenmenschen geknüpft ist, dass wir seinen Verlust garnicht richtig abzuschätzen wissen? Wir sehen nur das vor Augen Liegende, alles Uebrige ist uns verborgen. Und nicht nur der gute Mensch — hinterlässt nicht am Ende auch der mittelmässige, ja der schlechte, eine viel grössere Lücke, als unsere beschränkten Sinne das wahrnehmen können? Mich dünkt, es liesse sich jeder Todesfall mit einem Stein vergleichen, den man in ein stilles Wasser geworfen hat. Von der Stelle aus, da er versank, zittern Wellenringe nach allen Richtungen hin — weiter, immer weiter. War der Stein gross, so sind's auch die Wellenringe, war er klein, so gibts auch nur kleine zitternde Kreise. Aber nie fehlen sie, niemals bleiben sie aus, immer sind sie da. Wäre ich ein Dichter, würde es mich reizen diesen Wellenringen nachzuspüren, sie zu verfolgen.«

* * *

Fortsetzung folgt

DER EIGENE



AM BACHE

NACH EINER FREILICHTAUFNAHME VON MAX HOF

ABSCHIED

Von Christian von Kleist

Ein Abschiednehmen nur ist unser Leben,
Ein stetes Wandern nach uns fremdem Ziel.
Auf unsere Wege blaue Blüte fiel,
Und goldne Träume sahen wir entschweben.

Es locken Früchte an dem Gold der Reben
Und manche Nacht birgt schimmerndes Asyl,
Doch jedes Glück ist uns nur flüchtiges Spiel
Und kann sich niemals ganz zu eignen geben.

Du blonde Frau, in Blütenduft getaucht,
Bist mir nur Traum und flüchtiges Entgleiten . . .
Ein Sonnenstrahl auf blaues Meer gehaucht.

Den Jünglingsmut such' ich im Weiterschreiten,
Denn seine Schönheit, die sich nie verbraucht,
Klingt rein und hell aus lichtverklärten Weiten.

MÜDE WANDERER

Von Christian von Kleist

Wir schweben in unser Leben
Wie blinde Vögel hinein.
Uns treibt ein müdes Streben,
Dann lockt ein süßes Geben
Am Abend wie schwerer Wein.

Wir gehn in unser Leben
Wie in den tiefsten Traum,
Und lassen uns ganz umweben
Von prangenden, goldenen Reben
An purpurnem Abendsaum.

Dann halten wir ganz stille
Und wachsen in das Sein;
Da löst sich unser Wille
In goldenen Sternenschein.

Dann füllt ein Duft wie Flieder
Unsere Seelen ganz.
Wir schliessen die Augenlider
Vor übermächtigem Glanz.

WINTERIDYLL

AUS EINEM GEPLANTEN ROMAN VON SORRATES

Ein eisiger Wintertag. Der Nordost fegt das letzte Laub von den Bäumen, unter denen wir mit gelassenem Humor morsche Aststücke als Anfeuerholz sammeln. Ich und mein Junge nämlich. Die Anstalt, der wir beide angehören, ich als Lehrer, er als Schüler, kann nur in genau abgemessenem Quantum Holz zur Verfügung stellen, in diesen herrlichen Zeiten, in die uns der Krieg gestürzt hat, aber man darf in unsren weiten menschenleeren Wäldern ungehindert Holz auflesen, wenigstens ist Niemand da, es zu verbieten. Warum auch? Der Rucksack ist gefüllt, wir stapfen heim, eng umschlungen. Denn wir haben einander gern, mein fünfzehnjähriger Junge und ich, sein Lehrer, sein Erzieher. Die jungen Wangen glühn, die blauen Augen glänzen. Denn es naht eine schöne Stunde. Voll Frühlingsglanz mitten im kalten Winter. In meiner kleinen Stube, deren Wände fast ausschliesslich Bücherregale verdecken, dazwischen ein paar gute Stiche aus Zeiten, da man so was noch kaufen konnte, ohne Schieber zu sein, prasselt ein behagliches Holzfeuer, im kleinen eisernen Ofen, das Theewasser brodelt, die Petroleumlampe singt, eine kleine Wanduhr tickt diskret. Ich habe meine Behausung etwas abseits der grossen Anstalträume, in einem stillen Nebenhaus, wo kein Kinderlärm durch die Gänge tobt. Ich liege behaglich auf der Chaiselongue, indess mein Ernst den Thee bereitet. Das lässt er sich nicht nehmen. Ueberhaupt ist ihm Dienen, Hegen und Pflegen von innerster Natur angeboren. So anders als sonst die Fünfzehnjährigen sind, die nur mit lauten Forderungen auftreten und nach erfüllten Wünschen weiterstürmen. Mein Junge mit seinem fast weiblich vollen, zarten Gesicht, den schlanken Händen und der klingenden Knabenstimme ist, wie gesagt, anders. Er hat mich lieb, innig lieb, das weiss ich. Und das bedeutet für ihn: natürlich um mich zu sein, so oft sein reichlich besetzter Tag es erlaubt, gewiss, aber es bedeutet vor allem: mir irgend eine Freude zu bereiten. Er ist ganz selbstverständlich ein eifriger Lateiner und Griech, aber er ist auch ein stets hilfsbereiter Arbeiter, Bastler, Holzspalter, Feueranmacher und s. w. Aber dann, in seltenen Feierstunden, wenn die Dämmerung ihre grauen Schleier um die gemeine Deutlichkeit der Dinge webt, wenn draussen hinter den Bergen das letzte Abendrot verglimmt, wenn ich die Lampe entzünden will, da bittet er mit leiser Stimme: noch nicht! Spiel mir doch wieder was vor! Ich gehe zum Pianino, meinem lieben Freund aus der Jugendzeit, den ich in unsere Wildnis heraufgerettet habe, öffne den schwarz glänzenden Deckel und lass die weichen Töne fluten: »am stillen Herd, in Winterszeit . . .« und mein Junge liegt ausgestreckt auf dem Pantherfell der weichen Chaiselongue, die Arme unter dem Kopf verschrankt, die schlanken Beine mit den kurzen Kniehosen und freien elfenbeinschimmernden Knie gekreuzt, ein selig verträumtes Kind! Und die Stunden rinnen . . . Bis die schrille Glocke der Anstalt zum Abendessen mahnt, das man gemeinsam mit allen siebzig andern, Alten und Jungen, im ungemütlichen, kalten Speisesaal einnimmt. Leise ist mein Junge herangetreten und hat seinen Arm um meinen Hals gelegt. Unsere Wangen berühren sich, ein Mund den andern.

Da pocht es derb an der Tür. Mein Junge eilt, nachzusehen. Sein Freund, besser gesagt, Kamerad Hans. Mit einem grossen Postpaket auf dem Arm. »Hurrah, mein Paket! Heut gehn wir aber nicht zum Abendfrass, der doch nur, wie üblich, aus schlechten Pelkartoffeln und Heringen besteht. Und ehe wir antworten, beginnt er, nach seiner etwas ungenierten Art, Licht zu machen, schnürt sein Fakat auf, packt den reichen Inhalt aus und legt ihn auf meinen Tisch: weisses Brot, Schlagschwein, Butter, gute Marmelade, Käse, Bonbons, Obst! Unerhörte Schätze für Leute, die wie wir hier, in äusserstem

Spartanismus zu leben gezwungen sind, wenn die Anstalt überhaupt noch bestehen soll. Ein guter Kerl, der Hans! Wenn er von seinen reichen Eltern seine Pakete erhält, teilt er stets mit andern. Je nach Laune. Diesmal sollen wir mithalten. Ein andermal erscheint er ebenso unvermutet bei irgend einem andern, den er plötzlich für seinen «besten» Freund erklärt. In Wirklichkeit hat er eigentlich keinen ganz unbedingten Freund. Seine gänzlich unberechenbare, nervös hastige Art macht ihn als Freund nicht gerade angenehm. Auch mir, seinem Lehrer, ist er bald leidenschaftlich zugetan, bald geht er an mir vorbei. Heute sind wir also die Erwählten. Warum sollen wir ihm nicht die Freude machen? Zumal der kalte Speisesaal wenig lockt mit seiner Unruhe, seiner schlechten Kost. Ernst wäre ja lieber mit mir allein geblieben, das verrät mir sein plötzlich ziemlich stumpfes, wortkarges Wesen. Aber er ist durchaus kein Kostverächter und kann mit seinem gesunden Appetit solchen Lockspeisen nicht leicht widerstehen. So vereinigt uns denn alsbald ein direkt schlemmerhaftes Abendessen mit Thee, Wurst, Weissbrot, Marmelade und Obst. Und die Stimmung wird geradezu festlich, als ich zum Schluss eine Tafel Chokolade stichte, die zwei Jungen sich zum heissgeliebten Schach setzen und ich wieder zum Pianino schaute und die Wunderklänge Chopinscher Etuden durch den kleinen Raum fluten lasse, so gut, als es meine Dilettantenkunst vermag.

Bei diesem Spiel verstummt selbst des sonst überlauten Hans norddeutsches Mundwerk. Denn Musik ist auch dieses leidenschaftlichen Jungen Element. Und so allein gelingt es mir noch immer, die zwei Rivalen einigermassen in Harmonie zu erhalten. Andernfalls kommen sie nur zu leicht einander in die Haare, aus irgend einem unbedeutenden äussern Anlass, etwa, weil einer ein besserer Schachspieler ist wie der andere, oder weil den einen das Fussballspiel mehr anzieht wie den andern. Dass sie in Wirklichkeit gar nichts anderes als auf einander eifersüchtig sind, weil jeder mir der liebste sein möchte, das sagen sie zwar nie, aber man müsste ein schlechter Knabenkenner sein, um das nicht zu merken. Am besten gehts noch auf Ausflügen. Da hängt der eine mir am rechten, der andere am linken Arm. Man hat es nicht leicht, da noch den »Erzieher« zu spielen, der für alle gleichbereit, gleichgerecht, gleichinteressiert sein soll. Denn schliesslich ist man doch nur ein Mensch. Und die Neigung wendet sich dahin, wo man verwandtere Züge, sympathischeren Widerhall findet. Und das ist in der stillen, tieferen, edleren Seele meines trauten Ernst. Aber des andern wilde Lustigkeit ist bisweilen ganz erfrischend. Nur darf sie nicht zu oft ein stilles Glück seliger Zweisamkeit stören.

AUSSICHT VON RÜDIGER LAUBACH

Aus der Finsternis des Jammers
Springen noch die hellsten Sterne.
Um den Felsenurm des Schmerzes
Rauschen überirdische Klänge.
Aus dem Donnern schwärzester Gewitter
Bricht des Blitzes reiner Strahl
. . Einzig noch den echten Schrei
Schenket uns der Schoss der Qual. .

Aus der Leiden schöpferischen Bezirken
Schleicht der Feigheit kleine Seele sich,
Wo die Grossen standhaft weiterwirken,
Unbekümmert um das kleine Ich:
Ihrer unerschrocknen Seele Schrei
Zwingt den Gott des grossen Siegs herbei!



AKTSTUDIE

VON ADOLF BRAND

O EIL DICH!

(Oh, make haste!)

Hin stirbt der Tag ob grauer Meereswüste,
Die Wasser, ebbend, fliehn die öde Küste,
Herweht es kalt von Deichgestüpp und Wald,
Trüb mahnend, dass der Sommer ging zu Rüste.

Welch dumpfe Botschaft will das Herz versehren?
Will herbes Gleichen die Natur uns lehren?
Ist solch die Kraft, so Lieb und Jugend schafft?
Wolln fliehn sie uns auf Nimmerwiederkehren?

Und sollen wir des Hoffens uns bescheiden,
Den Mächten weichend, die das Glück uns neiden,
Bewusst, dass bald Sonne und Mondlicht kalt
Auf unsre Gräber bricht durch Trauerweiden?

Durcheinend Eros' Garten lichtentsprossen,
Umsonst zu suchen, sei der Schweiss geflossen,
Und nie gepflückt, was farbenfroh beglückt,
Und süsse Frucht geblieben ungenossen?

Dass diesem Heut entspriess' kein spätes Sorgen
Lass uns von Weisheit neuen Wagmut borgen;
Eh' Scheiden not, was immer Lieb' dir bot,
Sag's heute noch! Vielleicht glüht uns kein Morgen.

J. G. Nicholson, London. Deutsch von B. E.

UMSONST

Du liebst mich, Liebling, nicht! ich weiss!
 Du Stern doch meines Lebens!
 Kannst mich nicht lieben — nun, so sei's!
 Und Worte sind vergebens.
 Dein Leben ist so warm und voll;
 Kein Werben könnte neigen
 Dein Herz zu mir — nun gut, ich soll
 Um deinetwillen schweigen!

Noch in beglückter Blindheit Ruh
 Magst fromm du dich bescheiden;
 Was frommte dirs, vernähmest du
 Mit Schmerz von meinem Leiden!
 Da ich ja darf der Seelen Bund
 Der neidischen Welt nicht zeigen,
 So will ich, ob auch brennt der Mund,
 Um deinetwillen schweigen!

Ob sonst auch Lieb' aus Liebe spriesst,
 Für uns kanns nimmer gelten;
 Was wachen Traums mein Arm umschliesst,
 Es schwebt in andern Welten.
 Und ob die Glut auch nimmer kühl
 In fliehnder Jahre Reigen,
 Ich soll, nur tiefer ist's gefühlt,
 Um deinetwillen schweigen.

Ja, stumm und still mein Lieben treu
 Soll deine Seele grüssen.
 Im Herzensschrein lass sonder Scheu
 Die Himmelsblum' ich spriessen.
 Vielleicht, wenn einst dein Lenz vergeht,
 Wirst du, erwacht, bezeigen
 Den Dank mir, Liebling, dass ich tät
 Um deinetwillen schweigen!

Horatio Brown, London
 Deutsch von B. E.

UND GLEICH DEM VOGEL
VON WERNER LÜRMANN

Nun bist Du fort! Der Zug verrollt Dich fern.
 Und ich muss lauschen, wo kein Hall, kein Wind
 Dich wiederbringt aus weichem Dämmern, Kind —
 Im Dunkel dennoch zuckt ein früher Stern.

Ich suche heimatloser noch mein Haus
 Wie die mit Tränen in der schweren Stadt . . .
 Und gleich dem Vogel, welchen schwingenmatt
 Der Regen schlug, weiss ich nicht ein noch aus.

EINE PARABEL
VON FRIDOLIN

Es war einmal ein Karpfenteich:
 Ein Karpfen war dem andern gleich
 Und nichts war ungewöhnlich. —
 Doch ein Gelehrter kam daher.
 Der dachte über alles sehr: —
 — Das wirkt' schon unversöhnlich! —
 Er tat in diesen Teich hinein
 Ein and'res kleines Fischelein:
 Der Fisch konnt' aber fliegen.
 Das fand ein jeder sonderbar:
 Man rief und schrie: »Das ist nicht wahr!
 Den müssen wir bekriegen!«
 Sie drehten ihm den Rücken zu,
 Sie liessen nirgends ihn in Ruh'
 Und wurden immer frecher.
 Sie störten ihn und schimpften ihn,
 Sie wolln die Haut ihm überziehn,
 Und nannten ihn »Verbrecher!«
 »Was fällt dem neuen Fische ein?
 »So etwas darf doch gar nicht sein:
 »Ein Fisch, der darf nicht fliegen.
 »Das ist gewisslich Hexerei!
 »Zu solchem Flug hat sich doch, ei!
 »Noch niemand hier verstiegen!«
 Da sprach der an d'r e Fisch: »Ihr grollt?
 »Ihr könnt mich morden, wenn ihr wollt,
 »Doch niemals fort mich lügen!«
 »Es gibt ja tausend' meiner Art!«
 Und flog davon in ruh'ger Fahrt. —
 Er konnte wirklich fliegen!

WUNDERVOGEL
Von Eugen Ludwig Gattermann

O du Wundervogel,
 träume Gold in mich!
 Wie ein Wassersturz am Berghang
 rinne silbern ich um dich!

Deine Augen fragen
 tausend liebe Worte auf,
 und ich stürze singend Antwortlieder
 dir entgegen in verzücktem Lauf.

Zukunft singst du,
 Wundervogel Knabe,
 in die Zukunft stürz ich sehnend mich
 und Erfüllung blüht auf meinem Grabe.

O du Wundervogel,
 dir blüht aller Glanz:
 mir ist höchstes Glück geworden,
 legst du mir aufs Grab den Frühlingskranz!

ALT MEISSEN

EIN JOHANNISSLICK VON DR. TO.

Meissen, fragt der gebildete Durchschnittsreisende, der davon nur gerade das Porzellan kennt, dem die Stadt ihren Namen gegeben, und vielleicht, dass es an der Elbe liegt.

Ja, nicht die Wollust Cordovas will ich besingen, oder Castiliens herbe Landschaft, auch nicht die duftenden Terrassen der »Isola bella«, Meissen ist es, das in dieser stillen Juninacht seinen Zauberschleier deutscher Romantik über mich breitet, mich gefangen hält. Nicht Myrten- oder Citronenbäume stehen in seinen Gärten, auch keine Palmen oder Oliven, aber Flieder breitet sich überall, weißer, auch roter, duftender, berauschender Flieder. Kletterrosen ziehen sich an den Bruchsteinmauern der Weinberge empor, in denen ich als Knabe so oft gelegen, träumend von Fernem, das man nur ahnte, während die köstliche Frucht zum Munde hinein hing.

Die Luft ist schwer und würzig wie alter Muscateller. Blüten leuchten satt und voll in dem matten Dämmerlicht, das der Mond über die so reizvoll unregelmäßigen Dächer giesst, über die kleinen träumenden Höfe und Gärten. Der Atem geht schwer. Ein Windhauch, den man nicht spürt, bringt eine neue Duftwelle betörenden Jasmins mit. Eine Nacht, die einem das Blut rascher durch die Adern jagt, sehn suchtschwer und sehn suchtstoll, im innersten verworrene Wünsche weckend.

Ich steige durch die Gassen und Gäßchen über den Markt, auf den Russen und Franzosen einst ihre Zelte aufgeschlagen, hinauf zur Burg, zum Schloss, das die Wettiner Ernst und Albrecht bauten, Träger wurde deutscher Kultur im Ringen um die Mark Meissen.

Laut hallen meine Schritte auf dem stillen Platz. Ich stehe vor dem Dom. Gewaltig, in jugendkräftiger Gotik ragen die schlanken Türme, den Sinn himmelreibend, in die Nacht, Johannsnacht. Träumend gehe ich weiter durch das alte Portal, welches immer offen steht, auf den Hof des bischöflichen Palais. Ich sitze, wie so oft als Knabe, auf der niedrigen Sandsteinmauer, die den Abschluss des Hofes bildet. Unter mir fällt der Burgberg jäh ab. Garten zieht sich davor, schwer duftend, darunter die Elbe, in der der Mond badet, wie flüssiges Silber dahinrauschend.

Solch eine Nacht muss es gewesen sein, als des starken August berühmte Favoritin, die Gräfin Cosel, dem Adepen Böttger das rettende Gold brachte. Die Geduld des Polenkönigs war erschöpft und Böttger spürte ein eigenständliches Gefühl an seinem Halse. Entweder erfüllte er sein Versprechen und brachte einen Beweis seiner Kunst, oder — — . Er unterbricht seine Gedanken. Unten über die Elbe gleitet ein königlicher Prunkkahn. Den verhassten Tyrannen glaubt Böttger drinnen, der die Gondel vom offenen Fenster aus sieht. Er stöhnt. Doch Rettung kommt ihm von unten. Die Cosel selbst, die angebetete Frau ist es, die in schwere Männergewänder gehüllt, festen Schrittes die Schlossstufen ersteigt. Und Böttger arbeitet, schmilzt, präpariert Gold, Ton, Silber, Blei, während die Gräfin, die schönen Augen halb geschlossen, sein Tun beobachtet. Die Luft in der Laborierkammer ist heiß. Böttger öffnet die Läden und Fenster, zu denen der Mond voll hereinflutet, seine bleichen Züge beleuchtet. Die Duftwelle, welche das schöne Weib ausströmt, mischt sich mit der Weiche der Juninacht, verwirrt den Mann, steigert die Atmosphäre ins unerträgliche, bis die Spannung der letzten Tage und Stunden sich auslöst in einem tiefen Aufschluchzen. Vor der Angebeteten liegt er, bedeckt ihre Hand mit Küssem, die Sinne schwinden ihm.

Am 20. September 1713 verwandelte der Alchimist Johann Friedrich Böttger einen Klumpen Blei in je ein Stück guten Goldes und Silbers. Und dies in Gegenwart von Sr. Majestät und dero Räten selbst. So in der Chronik zu lesen!

Johannsnacht! Hängt da nicht von dem einen Fenster eine Strickleiter hinab? Eine dunkle Gestalt schwingt sich über die Fensterbrüstung, einen schlaftrunkenen Knaben im Arm. Drinnen das ersticke Schluchzen einer Mutter. Wird der Verwegene sicher den Boden erreichen mit seiner wertvollen Last! Unten scharren Pferde, flüstern Reiter, jetzt sitzen sie auf. Der Knabe weint. Feines rotes Blut tropft zu Boden. Verzweifelter Schmerz des Abschieds und verzweifelte Wehr einer Mutter hatte diese das Kind in die Wange beißen lassen.

»Weine nicht, mein Knabe!«. »Eilt euch, Kunz von Kaufungen hört den Lärm, im Schlosse droben ist man wach. Ihr wisst, Albrecht lohnt es euch!«

Und fort jagt der Reiter zu seinem Herrn, ihm sein Kind zu bringen, das der Mutter entrissen ist, Margarete, der Kaiserstochter, fort zum Vater Albrecht, den die Geschichte den Entarteten nennt.

In der Ferne verklingen Pferdehufe.

Dort in der Ecke am Ende des Chors ist ja auch noch die schmale hohe Spitzbogenpforte, durch die einstmals der Bischof von seinem Palais aus gleich über den Hof geschritten sein mochte, um bequem und unauffällig in die Kirche zu gelangen. Jetzt ist sie nur durch ein niedriges Eisen-gitter versperrt.

Ich kletterte hinüber, wie ich es als Knabe getan. Ich und noch einer: Elgar! Kein anderer von den Kameraden wusste um diese heimliche Türe. Elgar! Der Name weckt tausend liebe Erinnerungen. Ich eile durch Gänge, Sakristeien, wieder Gänge. Ich stehe im Dom: Dämmernde Andacht, mondscheindurchflutetes Schweigen strebt im herben, ernsten Pfeilern ins Endlose. Hier auf diesen Bronzeplatten sind wir gestanden, Sachsen Kurfürsten ruhen darunter aus, weisst du das noch, Freund? Wie wir vor dem Kranachschen Bilde standen, wir den Geist der Gotik in ihren Pfeilern ahnten, unser scheuer Freundschaftskuss geheiligt wurde durch die geweihte Stätte? Wir dann hinaustraten in den warmen, frohen Juniaabend, noch benommen von der Schönheit der vergangenen Stunde, miteinander durch die alte Stadt wanderten, treppauf, treppab, glücklich in dem Gefühl unserer jungen, heiligen Freundschaft. Manchen sonnigen Nachmittag dann durch Wiese und Wald getolt sind, zwei rechte Kinder, weisst du das noch, Freund? Denkst du noch an jene Mondschein-nächte, die wir schwärmand auf den Bergen an der Elbe verbracht bei Gesang und Meissner Wein? In den heißen Sommernächten, in denen man nicht schlafen kann, wir geschwommen sind in der Silberflut wie Flussgötter, und der Siebenicher Wald rauschte dazu?

Ich seufze. Und erschrecke über meinen eigenen Schritt in der stillen, hohen Halle. Duftet nicht das ganze Gotteshaus jetzt nach Flieder? Ich trete hinaus. Von den gegenüberliegenden Höhen leuchten Feuer. Johannsnacht!

Die Blumen strömen Wagnersche Melodien aus, Meistersingergestalten huschen, tanzen über Treppen und Plätze.

Die ganze Stadt scheint lebendig. In all den heimlichen stillen Gärten und Winkeln wispert und tönt Leben und Liebe.

In einsam wehmütiges Schweigen versunken schreite ich hinab.

Drüben vom anderen Ufer her schallt aus einem Weingarten von jugendfrischen Kehlen Gesang. Der Duft trägt die Töne zu mir über das Wasser: »Gaudemus igitur!«

Vom Turme der Stadtkirche schlägt es Eins.

Ich recke mich und summe mit: »Gaudemus igitur!«

DU LEBST!!!

VON ELISAR VON KUPFFER

(Zum Gedenken meines jungen Freundes Fino, der den 7. Juli 1916 bei Briefen zum Tod für sein deutsches Vaterland erlitt.)

Im blauen Bann des Sees und duftger Berge
Da — öffnen sich der Liebe bang verschlossne Särge.
Erstehst Du wieder?

schönes Bildnis meiner Lieder,
Der Glieder holdgefügte Lustgestalt,
Der Augen Blinzeln und das Schelmenlachen
Und all der Sinne lockende Gewalt —
Erstehst Du wieder?

traumhaft zu entfachen.
Und weilst doch nicht im Schatten dieser Erden,
Seit Feinde Deine schöne Form zerbrochen
Im Tode.

Willst Du mir lebendig werden?
Und hör ich Worte, die so hold mir sprachen
Von Deiner Liebe, hör ich sie auf's neue?
Bangst Du vom Jenseits her in süßer Reue . . . ?

Die Himmel dunkeln. Berge, See und Garten
Sind mählich dunkle Nacht . . .
Mein selig Lieb, wo soll ich auf dich warten?
Es rauscht der Wind in Pinien und Zypressen.
Gewiss, gewiss, auch Du hast nicht vergessen!
Du willst von deinem Tode nur nicht reden?
Schnell war das Ende?

Selige Ruh!!
Und dann? Und dann erwachtet Du?

»Was ich im Leben, schwach, an Dir verbrochen,
»Vor Gott hat mich die Liebe freigesprochen
»Ja Deine Liebe . . .
»Klag nicht um mich! für diese kurze Spanne
»Entschwand ich Dir, solang im Erdenbanne
»Dir noch zu wirken heiliger Beruf,
»Bis dein gesegnet Wort ein Neues schuf,
»Des ewigen Eros Bote,
»Freund, fürchte nicht das Tote!
»Ich bin Dir nah. Verlang mich nicht zu schauen.
»Es ist zu früh für Dich, Du sollst noch bauen.«

Erlöstes Herz! ich steh im Dunkeln.
Was sagt mir jener Sterne mattes Funkeln ?!
Ich sehne mich nach Dir,
Nach Deiner neuen Liebe, neuer Schöne.
Es ist so einsam hier. —

»Freund, mit dem Leben dich versöhne!
»In jener Wirrwelt blieben Dir noch Herzen,
»Und Liebe ward Dir, Trübsinn fortzuscherzen.
»Ward Dir verwandte Liebe, freu dich ihrer!
»Und sei der Welt — wie mir einst — Herz-Verführer
»Zu Gott, dem Eros, der im Lichte tront,

»In Aller Sehnsuchtwohn!
»Nimm an das Herz, dass sich in Liebe spendet,
»Denn diese Liebe ist von Gott gesendet,
»Und acht für nichts den Hass der Welt,
»Du bist auf Dich und Gott gestellt.«

An diesem See hat einst das Glück gelacht,
Hier hast Du mich in Schönheit reich gemacht
Als holder Knabe — Eros' Bote,
Auch jetzt! — Du lebst — Du bist mir nicht der Tote.
Hab Dank! Was so an Einem nicht verloren,
Ob es auch ringsum nachtet,
Das werde neu aus Tausenden geboren
Und Edelglanz aus Herzen ausgeschachtet.
Und so verzicht ich Dich zu schauen,
Bis erst besiegt der Erde letztes Grauen.

BRUTUS

VON EUGEN STANGEN

»Von der Liebe meines Brutus trinke ich nie zu viel . . . «
Vor meinen Blicken hisst sich ein sonnenfernes Ziel.

Ein zeitverblasstes Bildnis, das lange sich verlor,
Steigt aus der Zeiten Strudel in Purpurlicht empor.

Zu Sardes war's, im Lager, im Kampfe gen Marc Anton,
Da aus des Cassius Munde beim Abschied das Wort entflohn.

»Noch einen Becher, Cassius, vom dunklen Chiantiwein? —
»Noch einen und immer noch einen, mein Brutus, schenke ein

Ob bei Phillipi morgen Sieg oder Tod das Ziel —
Von der Liebe meines Brutus trinke ich nie zu viel! . . . «

Das ist das strahlende Bildnis aus grauer Cäsarenzeit . . .
— — Aber Du — was blickt dein Auge so starr und ahnungsweit?

Du willst nach goldnerem Ziele, willst anderen Ufern zu?
Du willst mich verlassen, mein Liebling, mein Brutus, auch Du?
— auch Du? —

»Noch einen Becher zum Abschied voll herzblutglühendem Wein? —
Noch einen, und immer noch einen, Herzliebling, schenke ein! —

Ob auch die Scheiter rauchen morgen am Schächerbühl —
Von der Liebe meines Brutus trinke ich nie zu viel!

INHALT:

1. Jünglingskopf / Nach einer Radierung . . . von Arnold Siegfried
2. Inselwinde von F. L.
3. — § — von Rüdiger Laubach
4. Amor als Herrscher / Nach einem Gemälde von Michelangelo Amerighi
5. Der schöpferische Mensch von St. Ch. Waldecke
6. Erwachender / Nach einer Radierung . . . von Arnold Siegfried
7. Mein Alberto von Wilh. Gittermann
8. Wellenringe von Eugen Ernst
9. Am Bache von Max Hof
10. Abschied von Christian v. Kleist
11. Müde Wanderer von Christian v. Kleist
12. Winteridyll von Sokrates
13. Aussicht von Rüdiger Laubach
14. Aktstudie von Adolf Brand
15. O Eil Dich von I. G. Nicholson
16. Umsonst von Horatio Brown
17. Und gleich dem Vogel von Werner Lürmann
18. Eine Parabel von Friedolin
19. Wundervogel von E. L. Gattermann
20. Alt-Meissen von Dr. To.
21. Du lebst von Elisar v. Kupffer
22. Brutus von Eugen Stangen

